



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

1. Die Reise nach Konstantinopel



In den Häfen der Levante gleicht jedes Anbordgehen und Vonbordgehen einer wahren Völkerschlacht. Das erfuhr unsre kleine archäologische Gesellschaft, als wir an einem Morgen des Monats früh von dem Hafen der Dardanellenstadt aus über die graublauwe Flut dem mächtigen russischen Dampfer „Zar“ zuzufahren, der draußen auf der Seeede Halt gemacht hatte, um nach Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten seine Reise nach Konstantinopel fortzusetzen. Vor uns fuhr ein Boot mit der Regierungskommission, die das Schiff zu untersuchen und dann die Erlaubnis zum Verkehr mit dem Lande zu erteilen hatte. Langsam und gravitatisch stiegen diese drei Herren in langen Gewändern und mit hohen roten Fesseln die Schiffstreppe hinauf und wurden oben von dem weißbemühten russischen Seeoffizier empfangen. Etwa fünfzehn Boote, leere und volle, lauerten während der Besichtigung, leise auf und ab schaukelnd, in möglichster Nähe der Treppe. Plötzlich erschienen auf der Treppe Menschen mit Gepäck und Lasten, die „Pratika“ war also erteilt worden, und nun war kein Halten mehr. Anstatt ruhig zu warten, bis die Aussteigenden das Schiff verlassen hatten, drängten sich die unten liegenden Boote gegenseitig stoßend vorwärts, und die Lastträger enterten hinauf, noch ehe die von oben Kommenden herunter waren. Darum gab es einen fürchterlichen Zusammenstoß und auf dem schmalen Raum ein wildes Pressen und Schieben, wobei mir nur wunderbar war, daß kein Mensch und nur ein einziges Gepäckstück, ein Sack, der nicht zu uns gehörte, ins Wasser stürzte.

Der russische Offizier wetterte mit energischen Flüchen von oben herunter in die schreiende Bande hinein, ohne jedoch etwas auszurichten. Solange bis diese orientalischen Kerle miteinander fertig wurden, konnten wir unmöglich warten; wir ergrieffen unser leichtes Gepäck — das schwere wurde von den Leuten unsers Oberbootsführers Diamandis hinaufgeschafft — und riskierten es, einer nach dem andern, die steile höllische Treppe zu betreten, wo die Ohren durch das Gebrüll, die Leiber durch das Gequetsch und die Nasen durch den Proletarierbrodem, noch dazu orientalischen, gleichmäßig malträtiert wurden. Auf dem Gymnasium, das ich besucht hatte, war in den Zwischenpausen ein beliebter Sport gewesen, die Insassen einer Bank gegen die Wand zusammenzuquetschen, bis sie quietschten. Wir nannten das „Preßwurst.“ Eine solche Preßwurst hatte ich auch hier zu überstehn, während ich mich allmählich die Treppe hinauf arbeitete. Oben konnte man dann endlich frei aufatmen, mußte aber sofort auf die Jagd nach dem Koffer gehn, der bei dem wirren Durcheinander leicht abhanden kommen konnte. Allmählich verschwanden dann die „Samals“ (Gepäckträger) und bestiegen wieder ihre Boote, nur Diamandis raste wie ein Wahnsinniger in der sich auf Deck drängenden Menge herum, schreiend, er habe einen „Quartaki“ (fünf Piafter = 90 Pfennige) zu wenig erhalten. Einer von uns habe ihn nicht bezahlt. Ob das Schwindel war, ist nie ermittelt worden. Der Offizier wies ihn energisch von Bord, und der „Zar“ setzte sich in Bewegung.

Wir hatten aus Sparfamleitsrückichten größtenteils zweite Kajüte genommen und stiegen nun in diesen von Schlafkabinen umgebenen, nur schwach durch ein trübes Oberlicht erhellten Raum hinunter, um uns nach den soeben durchgemachten

Strapazen vorerst einmal zu stärken, denn wir hatten noch keinen Bissen gegessen. Die Besatzung und die Bedienung auf den russischen Schiffen sprechen keine andre Sprache als eben russisch, und unser Deutschruffe wurde durch diesen Umstand plötzlich zur meistbegehrten Persönlichkeit unsrer ganzen Gesellschaft, indem er die Vermittlung zwischen unserm hungernden Magen und der Küche übernahm. So hat die gewaltsame Russifizierung der Ostseeprovinzen auch ihre gute Seite. Ohne sie hätte unser Balte ebenso hilflos dagestanden wie wir selbst. Nun konnten wir erhalten, was unser Herz begehrte, nämlich tsai, Tee in Gläsern, aus Extrakt und heißem Wasser bereitet, und Butter, zum erstenmal wieder seit drei Monaten gute nordische Butter, ein wahrer Hochgenuß.

Während wir in dem halbdunkeln Raume am Frühstückstische saßen, fiel uns auf, daß die Kabinen ringsum alle dicht belegt sein mußten, und zwar, wie es schien, ausschließlich mit weiblichen Wesen. Wir hörten hinter den Türen Geschwätz und Gelächter, und wenn sich zufällig eine öffnete, so erblickten wir Kleider und ähnliche Dinge, ja einmal glitt eine tiefverschleierte Türkin rasch und schau an uns vorüber in ihre Balle. Überhaupt war das Schiff sehr stark besetzt. Als ich wieder an Deck kam, war kaum ein Platz zu bekommen, und es mußte in drei Abteilungen gegessen werden, um elf, um eins und um drei Uhr. Ich fühlte vor allem das unbezwingliche Bedürfnis zu schlafen, was nach den Anstrengungen der trojanischen Tage und der Unruhe der letzten Nacht in der Dardanellenstadt gewiß berechtigt war. Aber wo? Nachdem ich lange vergeblich nach einem geeigneten Schlafplatz gesucht hatte, legte ich mich auf den erhöhten, nach beiden Seiten leichtgeneigten Schragen vor der ersten Kajüte, obwohl auf ihm schon einige Gestalten saßen oder kauerten. Ich breitete den Mantel aus, schob die gerollte Wolldecke unter den Kopf, stopfte mir, wie weiland Odysseus, das mich auf allen Reisen begleitende Wachs in die Ohren und schließ ungeachtet alles Lärms sofort ein; denn die gemißhandelte Natur verlangte gebieterisch ihr Recht.

Aber schon nach einer Viertelstunde etwa wurde ich wieder infolge einer mehrmaligen kräftigen Berührung meiner rechten Seite geweckt. Es war mir, als ob in Pausen etwas an oder auf meinen Leib gepreßt werde. Entrüstet richtete ich mich in die Höhe und sah einen frommen Mohammedaner, der dicht neben mir einen kleinen Teppich ausgebreitet hatte und darauf seine Gebetsübungen verrichtete. Dabei stemmte er sein bestes Haupt, wenn er es ehrfürchtig niederbeugte, statt auf den Boden jedesmal gegen meinen Leib. Wer von meinen Lesern ist je auf diese Weise aus dem Schlafe geweckt worden?

Ich verzichtete begreiflicherweise, um nicht weitem Berührungen mit moslemitischen Köpfen ausgesetzt zu sein, auf die Fortsetzung meines Schlafes, erhob mich ärgerlich, schob mein Gepäck an einer möglichst sichern Stelle zusammen und sah mir nun erst die Gegend an. Wir fuhren an dem ziemlich öden europäischen Ufer des Hellespontes dahin und näherten uns einem auf einer Klippe erbauten Leuchtturme und einem ziemlich wüßt aussehenden, größtentheils aus Holzhäusern bestehenden Orte. Es war Gallipoli, die erste europäische Stadt, die den Osmanen in die Hände fiel. Gegenüber am asiatischen Ufer sahen wir undeutlich das im Altertum durch seinen orgiastischen Priapuskultus übel berüchtigte Lampsakus. Und dann tat sich das weite blaue Marmarameer vor uns auf mit der gleichnamigen Felseninsel, die wir rechts liegen ließen.

Während ich in Schauen versunken dastand, sprach mich ein wohlgekleideter Herr deutsch an, fragte mich nach dem Wohin und Woher unsrer Reise und interessierte sich so für Troja und die dortigen Wege- und Unterkunftsverhältnisse, daß ich schon anfang, ihn für eine Art archäologischen Kollegen zu halten, bis er mir seine Karte überreichte. Er war Hoteldragoman in Konstantinopel und pflegte Einzelreisende und kleinere Gesellschaften auf ihren Ausflügen zu begleiten. Nach Troja war er noch nie gekommen und hatte nicht übel Lust, auch dorthin einmal eine Partie zu arrangieren. Ich mußte ihm jedoch wegen der Schwierigkeit der

Unterkunft und Verpflegung davon abraten. Zum Schluß empfahl er mir sich selbst und seine Begleitung für die Tage meines Aufenthalts in Stambul. Er war mir aber zu elegant, ebenso wie das Hotel, zu dem er gehörte.

Das Hinterdeck hatte sich inzwischen auffallend geleert. Wo früher Gedränge herrschte, konnte man mit einemmal bequem spazieren gehn. Von meinen Reisegefährten sah ich keinen einzigen mehr. Der Grund war, daß es zum Essen geläutet hatte. Alles, was in Konstantinopel aussteigen wollte, hatte sich zu dieser ersten Mahlzeit hinunterbegeben. Denn schon die zweite hätte man nicht mehr in Ruhe genießen können. Ich hatte das Signal im Gespräch mit dem Dragoman überhört, und niemand hatte mich mitgenommen. Als ich nun nachträglich in dem Speiseraum erschien, fand ich jedes Plätzchen besetzt und alles beschäftigt, Fische zu verspeisen, die mir als delikater bezeichnet wurden, wie überhaupt die Verpflegung gerade auf russischen Schiffen ganz besonders gut sein sollte. Ich hatte einen Wolfshunger und konnte doch nirgends ankommen, mich auch mit dem Aufwärter nicht verständigen. Endlich bekam ich heraus, daß gleich nach dieser ersten Abfütterung die Schiffsoffiziere und Beamten zweiter Güte in der zweiten Kajüte essen würden. Denen könne ich mich anschließen, wenn ich nicht bis zum zweiten Passagiermassenmahl warten wolle.

Ich ging also wieder an Deck, so hungrig, wie ich es verlassen hatte, und gesellte mich zu zwei weiblichen Wesen, einem ältern und einem jüngern, die sich im Wiener Dialekt unterhielten. Von diesen, die mir mit österreichischer Gemütlichkeit entgegenkamen, erfuhr ich, daß der ganze Harem des verstorbenen Ismail Pascha an Bord sei, einige dreißig Türkinnen und Tscherkessinnen mit ihrer gesamten Bedienung. Zu dieser gehörten auch die beiden Frauenzimmer, mit denen ich sprach; die ältere war Köchin, die jüngere Kammermädchen. Der Harem ging von Alexandria, wo er den Winter, nach Konstantinopel, wo er den Sommer zuzubringen pflegte. Bei der Insel Delos hatte das Schiff zwei schrecklich langweilige Tage in Quarantäne liegen müssen. Jetzt freuten sich die beiden Frauenpersonen auf das „schöne“ Konstantinopel, wo sie mehr Freiheit hätten als in Ägypten, auch mehr Landsleute zu treffen pflegten. Sie schwärmten überhaupt für die Türken und das türkische Leben und erklärten Haremsposten, wie sie sie hätten, für die angenehmsten, die man überhaupt haben könne, auch das Leben der Haremsdamen selbst für „charmant,“ keine Sorgen, raffinierte Bequemlichkeiten und die feinsten Gaumengenüsse, auch könnten sie sich, wenn sie sich mit der Bedienung gut zu stellen wüßten, manche Amüsements verschaffen, die streng genommen nicht ganz gesellig seien. Dabei machte die Ältere ein hohles Pfötchen und blinkte mir zugleich vielsagend zu, während die Kammerzofe ein kleines faunisches Lachen nicht zu verbergen vermochte. Die Rehrseite solchen Wohllebens fehlt freilich auch nicht. Nachdem im Mai 1876 Sultan Abdul-Azis abgesetzt und sechs Tage darauf plötzlich tot gefunden worden war — er hatte sich offiziell natürlich selbst entleibt —, wurde von seinem Nachfolger, so erzählte man mir in Konstantinopel, seine ganze hinterlassene Witwenschaft, achtzig bis neunzig der schönsten Frauen des Orients, auf ein Schiff gepackt und nach Alexandria geschafft. Aber schon am Tage nach der Abfahrt kehrte der Dampfer leer wieder zurück, und in Alexandria hat man auch nicht eine einzige der eingeschifften Sultansdamen je zu sehen bekommen. Was für Szenen mögen sich auf diesem Schiffe an jenem Tage abgespielt haben!

Wir wurden in unsern interessanten Gesprächen durch die Menge derer unterbrochen, die vom Essen herauflamen, und ich mußte nun schleunigst hinunter, wenn ich von dem Zwischenmahle mein Teil bekommen wollte. Während man das Tafelgeschirr abräumte, wurde für mich und etwa sechs russische Schiffsbeamte an einem kleinen Seitentische aufgetragen. Statt des „delikatens“ Fisches gab es aber nur einen gewöhnlichen Eierkuchen. Immerhin war diese Speisung das erste anständige Mahl für mich seit langer Zeit. Schlimm stand es freilich mit der Unterhaltung. Die fremden Laute rieselten wie murmelndes Wasser an meinem Ohre vorüber,

und ich zitierte mir leise den alten Vers: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Nur ein Wort gab es, was mir mit meinen Tischgenossen gemein war. Am obern Ende mir unerreichbar standen drei Flaschen mit gelblicher, grünlicher und schwärzlicher Flüssigkeit. Auf diese zeigte ich mit dem Finger und sprach das Wort: wutki. Das schlug durch. Freundlich beförderte man die Karaffen in meine Nähe, und meine Unterhaltung bestand nun darin, die drei Buttkis rein und in den verschiedensten Mischungen zu probieren. Kräftig genug waren sie, ich mußte meine Versuche bald einstellen.

Als ich nach dieser Buttkiprobe wieder an Deck kam, konnte ich an der allgemeinen Unruhe und dem Gedränge leicht merken, daß wir uns unserm Ziele nunmehr näherten. Alles bereitete sich zur Ausbootung vor, die Zwischendeckpassagiere schnürten ihre Bündel, die Familien grupperten sich malerisch mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh. Ein kleines Mädchen kämmt ein schönes weißes Schaf, drehte ihm zierliche Kopsböckchen zurecht und durchflocht die Wollensträhne mit roten Bändern. Ich machte einen der Genossen darauf aufmerksam mit den Worten:

Sehen Sie einmal, dem Schafe da wird ordentlich Toilette gemacht!

Ein junger Orientale, der daneben stand und sich die Sache ebenfalls ansah, griff das ihm verständliche Wort „Toilette“ auf und sagte freundlich lachend:

Oui monsieur, c'est la toilette de la mort!

Dem armen zierlichen Tier blühten also nicht die Freuden der grünen Weide, sondern die rote Schlachtbank. Dieses Schmücken des Opfers war aber doch ein hübscher Zug, der von gemütvoller Teilnahme zeugte.

Doch es wurde nun Zeit, sich einmal wieder nach der Gegend umzusehen. Wir hatten das Marmarameer schon fast hinter uns. Rechts erhoben sich die bergigen Prinzeninseln, links erschienen die Häuser von San Stefano, wo die Russen 1878 der Türkei den Frieden aufzwangen, der fast zu einem europäischen Kriege geführt hätte, dann kam die Stelle, wo die alten Stadtmauern ans Meer stoßen und das verfallne Schloß der sieben Türme ragt, dann die Häuser und Gärten von Stambul und auf der Höhe Moscheen mit kühnen Kuppeln und spitzen Minarets. Nun verengerte sich das Wasser, rechts glitten die Häuser und gelben Kasernen von Kadiköi und Skutari an uns vorbei, beleuchtet von der sinkenden Sonne, links folgten die weiten grünen Gärten und die Paläste und Mauern des Serails, über denen sich zu meinem Erstaunen ein weißer viereckiger Turm mit schrägem, schwarzem Dach erhob, der genau so aussah wie der Turm einer deutschen Dorfkirche. Jetzt bog das Schiff scharf nach links ein, fuhr um die Landspitze des Serail, und gleich darauf raffelten die Anker hernieder. Da hatten wir nun die ganze vielgepriesene Herrlichkeit vor uns, von der die Dichter gesungen und die Schriftsteller geschwärmt haben. In der Tat ein märchenhafter Anblick! Das Goldne Horn, blau von Farbe, und doch ein goldnes Füllhorn voll aller Güter des Morgen- und des Abendlandes, die in den Schiffen und auf den Quais verstaubt und aufgespeichert lagen. Eine lange Brücke spannte sich vor uns von Ufer zu Ufer, über die ein einziger ununterbrochener wimmelnder Strom von Menschen und Tieren dahinflutete. In der Ferne verdämmerte der schmaler werdende Meeresarm an grünen Hügeln. Die Höhenzüge, die dieses blaue Band auf beiden Seiten einschlossen, bedeckte ein schier unentwirrbares Straßen- und Häusermeer. Dazwischen grüne Gärten, dunkelragende Cypressen, mächtige, runde Warttürme, schlanke, blendendweiße Minarets und großartige, prunkvolle Kuppeln. Ja, eine Weltstadt lag da vor uns, eine Prachtstadt, eine gottbegnadigte Zauber- und Märchenstadt! Schade nur, daß die Sonne im Westen hinter ihr stand, sodaß wir die Herrlichkeiten vor uns nur in silhouettenartigem Dunkel sahen, während sich hinter uns am asiatischen Ufer ein reiches Farbenspiel entfaltete. Eine alte Regel ist, daß man nach Konstantinopel nicht mit der Bahn, sondern zu Schiff kommen soll. Ich füge ihr noch die zweite hinzu, daß man am Morgen in das Goldne Horn einfährt. Nur dann sieht man Stadt und Landschaft gleich in ihrem vollen Glanze.

Nicht lange durften wir uns dieses in seiner Art einzigen Städtebildes erfreuen. Denn die gesellschaftlichen Formalitäten waren bald erledigt. Wir mußten uns bereit machen, das Schiff zu verlassen, ein Augenblick, vor dem uns allen etwas bangte, wenn wir auf die in zahlreichen Booten uns umkreisenden Hafenhänen schauten. Ein junger, liebenswürdiger Österreicher hatte mir vorgeschlagen, sich mir anschließen zu dürfen. Man hatte ihm vor der Pest Angst gemacht, ihm erzählt, daß in Galata auf den Straßen „Nas an Nas“ liege, daß das Klima höchst gefährlich sei, daß Quarantäne mit Sicherheit zu erwarten und nicht anders als ein zwölf-tägiger Arrest sei, noch dazu ein sehr teurer. Dennoch hatte er sich nach langem Schwanken und vielen innern Kämpfen entschlossen, nicht, wie so viele seiner Kollegen, von Troja zurück nach Athen, sondern weiter nach Konstantinopel zu reisen. Es war mir sehr recht, diesen jungen Mann zum Genossen zu bekommen, und wir verheirateten uns denn für die Dauer unsers konstantinopolitanischen Aufenthalts sozusagen miteinander. Immer wieder rief er während dieser bosporanischen Tage aus: O, wie haben sich die im Lichte gestanden, die aus Furcht vor Quarantäne nicht mit hierhergekommen sind!

Das erste Boot, das an der Schiffstreppe anlegen durfte, brachte eine offenbar sehr vornehme Türkin mit mehreren Begleiterinnen an Bord. Die Dame, eine elegante, distinguierte Erscheinung, hatte den Schleier zurückgeschlagen, aber an ihrem grauseidnen Gewande hatte sie einen kapuzenartigen Aufsatz, den sie von hinten über den Kopf gezogen hatte, sodaß nur das Gesicht frei war. Ein stattlicher Offizier höhern Grades erwartete sie ruhig und ernst mit einem Gesicht wie in Bronze gegossen in einem kleinen gesonderten Raume auf Deck. Als die Dame seiner ansichtig wurde, entstürzten Tränen ihren Augen, sie ergriff seine Hand und küßte sie unter Schluchzen und Weinen, während aus seinen dunkeln Augen ein Strahl der Freude und Liebe auf sie herniederschloß — eine menschlich schöne, fast ergreifende Szene!

Bei diesen Türken und Heiden gibt es also auch trotz aller Vielweiberei und Haremsherrschaft treue Sehnsucht und innige Gattenliebe. Das menschliche Herz schlägt doch überall denselben Schlag, in jeder Zone und in jeder Religionsgemeinschaft. Nur die Formen sind verschieden. Bei uns würde nicht sie ihm, sondern er ihr die Hand küssen, aber es ist sehr die Frage, welche von beiden Sitten die natürlichere und richtigere ist. Nach Nießsche entschieden die türkische; denn nach ihm hat Asien die Frauen immer richtiger taxiert und ihrer eignen Natur entsprechender behandelt als das feminisierte Europa.

Wir beiden Genossen standen während dieser Szene, die wir aus nächster Nähe beobachten konnten, bei unserm Gepäck und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir wollten selbstverständlich in das in Deutschland immer empfohlene „Hotel Kroeker,“ aber der Mensch denkt, und Allah lenkt in Konstantinopel. Man tut überhaupt bei solchen Gelegenheiten im Orient am besten, auf eigne Absichten, auf Durchsetzen irgend eines selbständigen Willens zu verzichten. Man eckt damit doch nur überall an, kommt nicht vom Flecke und bezahlt schließlich mehr als einer, der sich vertrauensvoll dem Kismet überläßt.

Als die Hafenhänen an Bord enterten, große Schilder an Mütze, Brust und Arm tragend, und ihre Hotels und Pensionen laut ausriefen, machte ich einem, der fortwährend „Kroeker“ schrie, ein Zeichen, und er bemächtigte sich sofort unsrer Koffer und führte uns ab, aber nur um uns alsbald einem zweiten zu übergeben, der uns wieder einem dritten zuwies. An Reklamation oder Weigerung war bei dem ohrenbetäubenden Lärm und dem wilden Gedränge gar nicht zu denken.

Willenlos gingen wir von Hand zu Hand, wurden die enge Fallreepstreppe hinuntergeschoben und in ein Boot gebracht, wo uns ein ganz anständig gekleideter Mensch, der zwar einen Fes aber keinerlei Hotelabzeichen trug, in Empfang nahm und zu unsrer Freude auf deutsch anredete: Pension Kroeker, nicht wahr? Anstatt aber sofort an Land zu fahren, ließ er die beiden Ruderer so lange an dem Schiffe hin und her kreisen, bis die bessern Passagiere alle herunter waren. Endlich,

als er sah, daß er auf keinen mehr hoffen durfte, gab er die Weisung, hinüberzufahren. In einer jämmerlichen Bretterbude betraten wir wieder europäischen Boden. Hier wurden unsre Pässe revidiert. Dann schleppten zwei Lastträger unsre Sachen in den großen, wüsten Zollschuppen. Unsre Bücher hatten wir vorher wohlweislich in die Taschen gesteckt. Denn diese kommen nach türkischem Gesetz auf die Zensur und werden von da an nicht mehr gesehen. Ein gutgekleideter Beamter erwartete uns hinter der Barriere mit eherner Würde und machte sich scheinbar an die Revision unsrer Koffer, hielt aber dabei die linke Hand geschickt unserm Führer entgegen, und dieser ließ ebenso geschickt einen Quartakt hineingleiten, für ein rechtliches deutsches Staatsbürgergemüt ein empörender Anblick. Damit war die Revision unsrer Sachen beendet, die Zollschranke öffnete sich, drei oder vier Hamals (Lastträger) ergriffen unser Gepäck, der Führer winkte einer Amaza (Droschke), und fort ging die Reise durch die engen Straßen von Galata hinauf nach Pera.

Wir merkten währenddessen, daß es mit dem Deutschsprechen unsers Führers, der sich Anastas Dellio nannte und sich albanesischer Nationalität zu sein rühmte, nicht eben weit her war. Mit einiger Mühe setzte er uns unterwegs auseinander, daß er uns natürlich, wenn wir wollten, zum Hotel Kroeker fahren würde. Er sei jedoch Dragoman und Fremdenführer im Hotel Petersburg und rate uns, lieber dorthin zu gehn. Bei Kroeker gebe es nur volle Pension; in Petersburg seien wir frei. Das schien uns allerdings besser, und so fuhren wir gleichmütig an Kroeker vorüber und stiegen in Petersburg ab. Ein freundliches Zimmer mit herrlichem Blick über den Stadtpark auf das Goldne Horn empfing uns für den mäßigen Preis von zusammen fünf Franken täglich. Jetzt kam auch die Abrechnung mit Herrn Dellio. Für die Bootsleute, Lastträger, den Zöllner und den Wagen mußten wir jeder 27 Piafter (etwa 4,70 Mark) bezahlen, wozu dann noch ein entsprechendes Trinkgeld für ihn selbst kam. Zimmerhin nicht teuer. Wir sind wie Butter durch alle Hindernisse geschwommen, rühmte sich am nächsten Tage der Österreicher seinen Landsleuten gegenüber.

Meine erste Aufgabe in Konstantinopel war, die Wunde, die mir das trojanische Pferd geschlagen hatte, endlich unter ärztliche Behandlung zu bringen. Da es schon zu dunkeln anfing, so wurde es die höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg machte. Empfohlen war mir ein deutscher Doktor, der den für einen Arzt nicht ganz günstigen Namen Mordtmann führte. Zu diesem machte ich mich, sobald ich mich etwas gewaschen hatte, ohne noch einen Bissen genossen zu haben, auf den Weg. Der Portier wußte seine Wohnung, und durch die menschenwimmelnden, abendlichen Gassen Peras humpelte ich an der Seite meines albanesischen Führers dorthin. Aber der Doktor war gerade umgezogen, wir mußten ein gut Stück wieder zurück, bis wir endlich in einem Winkel an einer dunkeln Tür sein Schild fanden. Herr Mordtmann ist fast ebensosehr Archäologe wie Arzt; er zeigte deshalb lebhaftes Interesse für unsre Trojafahrt und erzählte mir sofort, daß in Troja schon viele zu Schaden gekommen seien, zum Beispiel sein eigener Vater, der dort bei einem Ritte den Arm gebrochen habe und daran später gestorben sei. Das lautete nicht gerade tröstlich für mich, und noch weniger tröstlich war das, was er nach Besichtigung meiner Wunde sagte:

Wenn man etwas am Bein hat, so heilt das nur, wenn man das Bein ruhig hält und hoch legt, damit der Blutabfluß befördert wird. Wenn man das tut, so heilt die Wunde von selbst, auch ohne daß man etwas daran macht; steht oder geht man dagegen, so kann man machen, was man will, sie heilt doch nicht. Sie werden sich also vor allen Dingen ganz ruhig halten müssen und das Bein immer hoch legen. Dann kann die Sache in zwölf Tagen gut sein.

Aber bester Herr Doktor, antwortete ich, so lange kann ich ja überhaupt nur hier bleiben. Dann könnte ich ja gar nichts sehen. Ich bin doch nicht nach Konstantinopel gekommen, um mich ruhig zu halten und die Beine hoch zu legen.

Wenn Sie das nicht tun, können Sie nicht auf Heilung rechnen.

Dann laß ich die Heilung, bis ich wieder zu Hause bin. Sorgen Sie also nur dafür, daß die Sache nicht schlimmer wird.

Dafür kann ich nicht stehen, sagte er.

Gut, ich werde also möglichst wenig gehn, sondern reiten.

Reiten ist erst recht Gift für Sie. Die Ritte in der Troas haben Ihnen sehr geschadet.

Dann laß ichs drauf ankommen. Aus dem Ruhighalten kann jedenfalls nichts werden.

Er verband mich nun nicht selbst, wie ich erwartet hatte, sondern schickte mich mit einem Rezept in die Apotheke della Suda, nachdem er mir als Arzt noch einmal möglichste Ruhe, als Archäologe dagegen den eifrigen Besuch der Museen anempfohlen hatte. Zwei Seelen wohnten so in seiner Brust, in meiner dagegen nur eine. Bald stand ich allein — den Albanesen hatte ich entlassen — auf der menschenwimmelnden Hauptstraße von Pera und suchte vergeblich, nach der Anweisung des Doktors, den Weg zur Apotheke zu finden. Die Sache stimmte nicht. Zum Glück nahm sich eine zufällig vorübergehende, freundliche Landsmännin aus Mecklenburg, die mein Suchen und Stockhumpeln bemerkte, meiner an, führte mich, da sie denselben Weg hatte, bis vor die Tür der Apotheke und machte mich zuletzt noch auf die für den Rückweg zu benutzende Pferdebahn aufmerksam.

Der Apothekenprovisor, ein kleiner schwarzer Grieche, der das niederträchtige Lispelfranzösisch sprach, das den Griechen eigen ist, führte mich in einen düstern Seitenraum des Verkaufslokals und besichtigte beim Schein einer auf ein Faß gestellten Kerze die Wunde:

C'est une assez grande plaie! Qu'est-ce que c'est que cela? Ah, c'est un coup de seval! Qu'est-ce qu'il a écrit le docteur? Salol? Salol, ce n'est pas bon. Se ne prendrai pas salol, se prendrai sodoforme, c'est plus fort. Mais qu'est-ce que cela, baudruche? — der Arzt hatte mir Baudruche, einen dünnen, sich gut an die Haut schmiegenden Verbandstoff aufgeschrieben — se ne connais pas baudruche, se prendrai kaoutchouc.

So springen die orientalischen Apotheker mit den ärztlichen Rezepten um: „Ich werde nicht das vorgeschriebne nehmen, ich werde etwas andres nehmen.“ Ist das nicht die Signatur des ganzen türkischen Staatswesens? Man tut nicht das Befohlene, man tut, was einem gefällt, und was man für besser hält. Der Apotheker kniete nun vor mir nieder, wusch, salbte, wattierte und legte auf das Ganze ein Stück Kautschuk, dessen Ränder er mit Chloroform bepinselte und an der Haut festleimte. Dabei floß natürlich ein Teil dieser Flüssigkeit in die Wunde, was niederträchtig brannte.

Jeden Tag mußte ich mich in der Folge anfangs zweimal, später einmal dieser Verbandprozedur unterziehen, was ungeheuer störend, zeitraubend und für meine konstantinopolitanischen Studien hinderlich war. Der Apotheker sagte, da die Heilung nicht fortschritt, beständig: Vous marsez beaucoup, il faut rester tranquille. Doktor Mordtmann aber entrüstete sich über den Apotheker und rückte bei der zweiten Konsultation aus seinem eignen Vorrat ein Stückchen „Baudruche“ heraus. Ich bemerke übrigens nebenbei, daß man diesen Stoff, wenigstens unter diesem Namen, auch in der Budapester und sogar in der Wiener Apotheke nicht kannte, in der ich danach fragte. Bei der dritten Konsultation traf ich die Familie Mordtmann schon beim Einpacken ihrer Sachen und Möbel, da sie für die heißen Monate aufs Land gehn wollte. Der Vater war schon abgereist; darum empfing mich diesmal der Sohn, der sich mir als Quarantänearzt vorstellte. Der Vater sprach noch vollkommen fließend deutsch, der Sohn dagegen nur noch langsam und unbeholfen; der Enkel wird nur noch ein paar Worte stammeln. Wann wird endlich diese leidige Entnationalisierung der Kinder deutscher Eltern im Ausland aufhören?

Leider schob sich fast in jeder Nacht die Binde, wenn sie auch noch so fest

gewickelt war, herunter, dann löste sich natürlich auch der angechloroformierte Kautschuklappen ab, und die Wunde war so fast jeden Morgen offen, ein böser Zustand! Ich ließ mich dann auf der Rückreise in Budapest, Wien und Dresden verbinden und wurde in der Heimat, wo ich das Bein schonte und sogar hoch legte — sogar beim Unterrichte lag es auf einer eigens dazu hingestellten Kiste und schlief dort häufig in unangenehmster Weise ein —, doch erst nach drei Wochen aus der ärztlichen Behandlung entlassen. So nachhaltig ist die Tücke des „trojanischen Pferdes“!

2. Die Stadt Konstantinopel

Das erste, was dem Fremden am ersten vollen Tage seines Aufenthalts in Konstantinopel zu tun obliegt, ist die Besteigung des Galataturms, der schon um 500 nach Christo gebaut wurde, dann den in Galata ansässigen Genuesen als Mittelpunkt ihrer Befestigungen diente und jetzt die Feuerwache beherbergt, die durch Flaggen am Tage, durch Laternen in der Nacht den Ausbruch einer Feuersbrunst anzuzeigen hat. Man steigt acht Treppen in die Höhe und gelangt in einen geräumigen runden Saal, wo einem die Feuerwächter Kaffee und Tabak anbieten und auf einen Holzkasten für das Trinkgeld hinweisen. Man tut jedoch gut, hier nicht zu verweilen, sondern noch eine Wendeltreppe hinaufzusteigen in eine zweite, etwas eingerückte Etage. Hier ist man etwa 150 Meter über dem Meer und kann durch vierzehn Bogenfenster die Rundsticht genießen.

Am Morgen des nächsten Tages versammelte sich hier so ziemlich unsere ganze archäologische Reisegesellschaft. Die Sonne schien herrlich, und das prachtvolle Bild zu unsern Füßen fesselte viele von uns bis gegen Mittag. Mit dem Panorama vom Galataturm kann man höchstens das vom seligen Markusurm in Venedig vergleichen. Beide bieten oder boten ein großartiges Städte- und Wasserbild. Aber die Aussicht vom Galataturm ist der vom venezianischen Campanile überlegen, weil sie reicher, vielseitiger, abwechslungsreicher ist. Vom Markusurm sah man weite Lagunen, flache gelbe Inseln, Kanäle und unmittelbar sich zu Füßen die Dächer der Stadt, hier dagegen werden die dreifach verzweigten Wasserflächen des Goldenen Horns, des Bosporus und des Marmarameers umkränzt von langgezogenen Berg- und Hügelkuppen, an deren Hängen sich freundliche Ortschaften und Landhäuser, liebliche Gärten und ernste Friedhöfe hinziehen, während sich jenseits des blauen Meeresarms Stambul in seiner ganzen Ausdehnung unsern Blicken darbietet, und zwar nicht tellerflach wie Venedig, sondern hügelansteigend. Über dieser riesigen, von grünen Baumoasen unterbrochenen Häusermasse erheben sich Kuppeln und Minarets, Türme und Aquädukte, hinter ihr schimmert gleich einem blauen Streifen das Marmarameer, und darüber am Horizont verdämmern die Berge der Prinzeninseln und des asiatischen Festlandes.

Die Perle in diesem reichen Kranze der Schönheit und zugleich der Mittelpunkt des ganzen Bildes ist die Halbinsel, die der Serail mit seinen dunkeln Gärten, weißen Palästen und kuppelverzierten Lusthäusern bedeckt. Seltsam mutet in diesem Bilde nur ein Gebäude an, ein Turm auf der Spitze des Serails, der genau so aussieht wie ein deutscher Dorfkirchturm, unten viereckig und weiß, mit länglichen, Schallöchern gleichenden Öffnungen, oben spitz zugehend und mit dunkeln Schiefer gedeckt. Von niemand, auch von keinem Reisebuche, habe ich die eigentliche Bestimmung dieses Turmes erfahren können. Vermutlich dient er jetzt den kaiserlichen Witwen, deren Haus unmittelbar neben ihm steht, als Aussichtsturm. Rein ästhetisch ist dieser Turm durchaus nicht unschön, aber die fatale, hier so unpassende und sich doch mit Gewalt aufdrängende Vergleichung war mir — das kann ich nicht leugnen — störend.

Und welches reiche Leben pulsiert auf dem Grunde dieses Panoramas! Zwei große Brücken spannen sich über den Meeresarm; sie wimmeln von Menschen, ebenso wie die engen Straßen Galatas, in die wir unmittelbar hinunterschauen. Auf dem langgedehnten Goldhorn, einem der allerschönsten Häfen der Welt, liegt

der Schiffe mastenreicher Wald, und zahllose Boote, große Handels- und kleine Vergnügungsdampfer kreuzen nach allen Richtungen die blauen Fluten, während auf den Quais die Erzeugnisse dreier Weltteile zur Verladung bereit liegen. Venedig ist eine tote oder wenigstens eine sterbende Stadt, Konstantinopel gleich einer jungen Riesin, die zurzeit noch durch eiserne Bande und engen Verschuß an der vollen Entfaltung ihrer Kräfte gehindert, zu einer gar nicht abzusehenden Größe und Herrlichkeit gelangen wird, sobald die hemmenden Fesseln einmal gefallen sind. Eine für den Welthandel so unvergleichlich liegende, durch Natur und Klima mit so unermesslichen Hilfsquellen ausgestattete Stadt vermochten weder die Eroberungen und Ausplünderungen, die sie dreimal im Altertum und dreimal im Mittelalter erleben mußte, noch die ewigen Palastrevolutionen und Aufstände unter den byzantinischen Schattenkaisern, noch die beständigen Angriffe zahlloser Barbarenvölker, noch endlich der harte Druck türkischer Paschawirtschaft und die dauernde Mißregierung eines verfaulenden Staatswesens zu vernichten oder auch nur ihrer Bedeutung zu berauben. Immer wieder erhob sich dieser „Nugapfel aller Städte,“ wie sie der byzantinische Geschichtschreiber Ricetas nennt, aus Trümmern und Asche, und in der Stille sich rüstend wartet die Königin des Bosphorus des Tages, wo Europa die verlorne Tochter wieder zu sich nehmen und die asiatische Zwingherrschaft auf Nimmerwiederkehr dahin zurückjagen wird, woher sie gekommen ist. Dann wird Konstantinopel wieder in demselben Glanze erstrahlen, wie einst in den großen Zeiten des Konstantin und des Justinian.

Doch bis dahin hat es wohl noch gute Wege. Einstweilen ist die gewaltige Dreistadt am Goldenen Horn noch eine seltsame Mischung von asiatischem und europäischem Wesen, von Kultur und Barbarei, von Eleganz und Verkommenheit. Nachdem wir sie von oben beschaut hatten, wollten wir sie möglichst rasch und vollständig auch im Innern kennen lernen. Wir mieteten also gleich am Nachmittag dieses Tages einen Wagen und engagierten als Erklärer und Wegweiser unsern Anastas Dellio. Unsere Fahrt ging von unserm Hotel in Pera hinunter nach Galata, dann über die „neue Brücke,“ wo jeder Wagen 2 $\frac{1}{2}$ Piafter (50 Pfennige) Brückengeld zu zahlen hat, nach Stambul zur Agia Sophia, zum Atmeidan, zum Seraskeriat, zu verschiedenen Moscheen und Mausoleen, dann in schier endloser Fahrt durch die ganze Türkenstadt bis zum Tor von Adrianopel, wo noch eine Moschee zu besichtigen war, dann wieder durch andre Straßen zurück zum großen Basar und über die Brücke nach Galata und Pera. Eine solche Fahrt ist das beste und schnellste Mittel der Orientierung und darum jedem Fremden anzuraten. Aber die Fülle der Eindrücke, die sie mit sich bringt, ist so enorm, daß man sie nicht alle aufzunehmen, geschweige denn zu verarbeiten vermag. Auch kann man, da der Wagen auf Zeit genommen ist, die einzelnen Sehenswürdigkeiten nicht mit hinreichender Mühe betrachten, was um so ärgerlicher ist, weil die zu entrichtenden Trinkgelder überall ziemlich bedeutend sind. Jedenfalls darf man die Besichtigung der Stadt mit dieser Rundfahrt nicht etwa für abgeschlossen halten. Man muß sich zu Fuß noch einmal hineinwagen und den größern Teil der gesehenen Merkwürdigkeiten zum zweitenmal aufsuchen.

Pera ist die Europäer- und Fremdenstadt. Hier liegen die Gesandtschaften und die Konsulate, die Hotels und die Restaurationen sowie große französische und deutsche Warenmagazine, in denen man alles haben kann, was das Herz begehrt. Hier kann man auch europäische Vergnügungen zweifelhafter Art genießen. Es gibt anrührende Lokale und Ringeltangel von jeder Gattung. Hier suchen holde Sängerinnen — oft ein Duzend an Zahl und mehr, unter ihnen verhältnismäßig viele deutsch sprechende und singende Bis- und Transleithanierinnen — den Fremdling zum Bezahlen des teuern Biers und zu möglichst reichlichen Zigarettenspenden zu veranlassen. In dem sogenannten Foyer, einem saalartigen, mit Spiegeln und Divans ausgestatteten Nebenraume, wird das Animiergeschäft von andern, eleganter und freier gekleideten „Damen“ mit noch größerer Unverfrorenheit und stärkern An-

sprüchen an den Beutel fortgesetzt. Wer aber sein Geld am raschesten los werden will, der braucht nur nach — der Retirade zu fragen. Dann weist man ihn in einen schmalen Gang, ein Diener reißt eine Tür auf, man durchschreitet einen zweiten winkligen Korridor, passiert noch eine Tür und sieht sich plötzlich in — einem Spielzimmer, wo Roulette- und Pharaotisch von einer bunt gemischten Gesellschaft umstanden werden. Ich habe selten im Leben eine größere Überraschung erlebt, als in dem Augenblicke, als ich statt in das gesuchte Lokal in diesen Glückstempel eintrat, wo es von allen Sprachen durcheinanderschwirte.

Trotz dieser Europäisierung gibt es in Pera eigentlich nur zwei Straßen, die europäischen Ansprüchen annähernd genügen, nämlich die an dem türkischen Friedhof und dem Munizipalpark entlang führende, in der die meisten Hotels wie teure Perlen an einer Schnur aneinander gereiht sind, und zweitens die eigentliche Haupt- und Schlagader der Stadt, die den pompösen Namen *grande rue de Pera* führt und genau auf der Wasserscheide zwischen Bosphorus und Goldenem Horn dahinfließt. Die übrigen Straßen, die sich nach rechts und links senken, sind winklige und schmale, schlecht gepflasterte und noch schlechter beleuchtete Gassen, ohne Geschäftsverkehr und zum Teil von lieberlichem Volke bewohnt. Aber auch die *grande rue* selbst ist keineswegs einwandfrei. Die südliche Hälfte der Straße nach Galata zu ist ohne Trottoirs und so schmal, daß sich hier zwei Wagen kaum ausweichen können. Auch in den Teilen, wo es Bürgersteige gibt, sind diese viel zu eng und ebenso, wie das Straßenpflaster, immer an einer oder mehreren Stellen aufgerissen, ohne daß man sich mit der Wiederherstellung irgendwie beeilt. Auf der Perastraße liegen ferner, so gut wie in allen andern, Haufen von Müll und mannigfaltigem Unrat, den die gelbgrauen Straßenhunde mit ihren Schnauzen durchwühlen.

Merkwürdig, daß einen jedermann, sobald er hört, man sei in Konstantinopel gewesen, immer zuerst nach diesen Hunden fragt, gerade als ob sie die größte Sehens- und Merkwürdigkeit der ganzen Stadt wären! Auch unser albanesischer Führer schien zu glauben, daß wir uns für diese Bestien mehr als für alles andre interessierten. Er machte uns unausgesetzt auf ihr Leben und Treiben aufmerksam.

Keine Furcht, heißt nicht, sagte er, wenn sich ein Hund dicht vor uns aufrichtete, nur nicht auf Schwanz treten! Dann machte er uns darauf aufmerksam, daß jeder Hundestaat sein eignes Gebiet habe, das von keinem Angehörigen des Nachbarstaats betreten werden dürfe. Um einen großen, ergiebigen Kehrichthaufen mitten in der *grande rue* hatte sich eine Schar wühlender und fressender Hunde versammelt. Wenig Schritte davon am Eingang einer Seitengasse stand ein anderer, der sehnüchtig mit gespitzten Ohren herüberschaute.

Sehen Sie, darf nicht mit fressen, gehört zu anderm Staat. Da ist auch eine Wache aufgestellt — und er zeigte auf einen großen Köter, der einige Schritte davon zähnefletschend ein paar künftigen Nebenstaatsangehörigen gegenüberstand.

Man gewöhnt sich übrigens bald an diese Hunde und beachtet sie kaum noch. Lästig werden sie jedoch durch ihr oft scheußliches Geheul und in der Dunkelheit, wo man sie leicht übersieht und auf sie tritt — denn sie legen sich ebenso ungeniert aufs Trottoir wie auf den Straßendamm. Im ganzen sind sie heutzutage, wo der Unrat jeden Morgen aufgeräumt und abgefahren wird, eine unnütze Land- oder vielmehr Stadtplage; durch ihre Exkremente fördern sie vielmehr die Unreinlichkeit als durch ihr Fressen die Reinlichkeit. Man hat auch wiederholt versucht, sie zu beseitigen. Viele Hunderte wurden auf Schiffen nach der wüsten Felseninsel Dja gebracht, wo sie dem Hungertode preisgegeben werden sollten. Was sich dort für Szenen unter den verzweifelnden Bestien abspielten, kann man sich leicht ausmalen. Aber den Türken schlug bald das Gewissen. Denn der Koran empfiehlt den Hund, obwohl er ein unreines Tier ist, dem Schutze der Gläubigen. So wurden denn die noch Lebenden zurückgebracht und in ihr altes Gebiet wieder eingesetzt. In Stambul und den Türkenvierteln mögen sie immerhin eine gewisse

Berechtigung haben. Daß sie sich aber auch in dem europäischen oder doch für europäisch gelten wollenden Pera breit und laut machen dürfen, ist doch eigentlich eine Ungereimtheit.

Dieselbe Mischung kann man auch bei den Gebäuden an der Perastraße beobachten. Da liegt zum Beispiel in unmittelbarer Nähe der schwedischen Gesandtschaft, des deutschen Klubs Teutonia und hart neben der vortrefflichen deutschen Schule, die auch von vielen nichtdeutschen Kindern besucht wird, ein wüstes Tekke oder Kloster, worin fanatische Derwische ihre wahnsinnigen Tänze aufführen. Jeden Freitag Nachmittag kann sich der Fremdling gegen einen Quartaki Trinkgeld die Sache ansehen. In einem runden, hölzernen Saale drehn sich etwa zwanzig Mönche in weißen Jacken, langen weißen Gewändern, die beim Tanze wie Ballettröcke aufstiegen, mit wagerecht ausgestreckten Armen, die rechte Hand nach oben, die linke nach unten geöffnet, die mit hohen, krepfenlosen Filzkappen bedeckten Köpfe seitwärts geneigt und die Augen geschlossen, was ihnen etwas Schwärmerisches, Hingebendes verleiht. Sie drehen sich wie die Kreisel um sich selbst und verfolgen zugleich eine bestimmte Bahn, und zwar in einem größern äußern Ring, der sich rascher, und in einem kleinen innern, der sich langsamer bewegt. Dazwischen stapft ein Scheik oder Tanzordner in einem hellbraunen Gewande hin und her und feuert die Säumigwerdenden zu erneuten Kraftanstrengungen an, während von oben her aus einer Loge eine leise, klagende, schnarrende, für unsre Ohren höchst mißtönende Musik erschallt. Man sagt, daß diese „Drehwische,“ wie sie einer der Zuschauer witzig nannte, die Bahnen der Gestirne und die andachtsvolle Versenkung in Gottes kosmisches Walten versinnbildlichen sollen. Jedenfalls entwickeln sie dabei eine unglaubliche Ausdauer und eine höchst beneidenswerte Schwindelfestigkeit. Besonders einen Knaben von etwa vierzehn Jahren mußte ich bewundern, der während der ganzen Zeit, wo ich da war, fast drei Viertelstunden lang, nicht aufhörte, sich in schnellstem Tempo zu drehn, und dabei ein seltsames, fast verzücktes Gesicht machte. Wunderbare Macht des Fanatismus! Er befähigt zu Leistungen, denen wir verstandesklaren Bildungsmenschen nicht entfernt gewachsen wären. Und Mauer an Mauer mit diesem Unsinn die deutsche Schule mit Elementar-, Real- und höherer Töchterabteilung! *Les extrêmes se touchent.*

Eine andre, aber sinnvollere Merkwürdigkeit ist beim nördlichen Beginn der Perastraße am Taksimplaz zu sehen. Dort gibt es im Hofe der griechischen Dreieinigkeitskirche (agia trias) einen Brunnen mit der Inschrift *nipson anomomata me monan opsin*, ein Palindrom, der von hinten gelesen daselbe ergibt wie von vorn (*ps* ist im Griechischen nur ein Buchstabe). Die Worte bedeuten: „Wasche die Sünden, nicht nur das Antlitz.“ Dieser sinnige Spruch stand ehemals auf dem großen Marmorbecken in der *Agia Sophia*, wo die Eintretenden die Hände zu waschen pflegten. Ich habe ihn zu *Leoni* am *Starnbergersee* an einer Quelle im Garten einer *Villa* wiedergefunden.

Während *Pera* die Höhe des Plateaus einnimmt, liegt *Galata* auf dem Abfall zum *Goldnen Horn* und auf dem schmalen Uferstrande. Es besteht aus einem Gewirr schmaler, winkliger und schmutziger Gassen, in denen sich Menschen aller Rationen drängen. Doch habe ich das Gewühl und das Getriebe nicht so unbeschreiblich und sinnverwirrend gefunden, wie es Reisebücher und Reisebilderungen voneinander abzuschreiben lieben. Allerdings hat ein Vergnügungs-, Altertums- und Kunstreisender wie ich heutzutage kaum noch Veranlassung, die schmutzigen Winkelgassen *Galatas* zu durchstreifen oder die große Treppe, das sogenannte „steile Pflaster,“ das direkt zur *grande rue de Pera* hinaufführt, hinaanzusteigen. Denn seit 1873 führt eine unterirdische Drahtseilbahn hinauf, seit 1882 auch in großem Bogen eine Pferdebahn. Diese freilich „funktioniert“ nicht ganz glatt. Ich habe es erlebt, daß eines Abends, als der Wagen voll war, sogar vier Pferde die Steigung nicht überwinden konnten. Zweimal mußten die ermüdeten Tiere abgelöst werden, und zweimal fing der Wagen an rückwärts bergab zu laufen, sodaß der Rutscher

rasch Steine unter die Räder klemmen mußte. Die Passagiere wurden jedesmal gebeten, auszufteigen, damit das Gefährt erst einmal wieder in Gang gebracht werden konnte.

Der Hauptverkehr von Galata drängt sich auf dem Platz an der neuen Brücke, wo auch die türkische Hauptwache ist, zusammen und flutet von da über die Brücke hin und her. Wir stürzen uns in den Menschenstrom und treffen zunächst auf eine Kette weißgekleideter Männergestalten, die dem Passanten das Brückengeld abfordern. Dann schreiten wir über die mit hölzernen Planken belegten eisernen Pontons, die in einer Ausdehnung von 450 Metern das Goldne Horn überspannen und direkt auf die Moschee der Sultanin Valide (Witwe) zu führen. Auch von dieser Brücke hat man nach allen Seiten hin wundervolle Blicke auf das vielgestaltige Städte-, Wasser- und Höhenbild. Man tut deshalb gut, sie langsamem Schritts zu passieren und auch einmal stehen zu bleiben, um die nie versiegende Völkerflut an sich vorüberziehen zu lassen. Da sieht man Typen, die nichts gemein haben mit den Erscheinungen, die wir von unsern europäischen Hauptstädten her gewohnt sind: Türken, Griechen, Levantiner, Armentier sowie abenteuerlich-orientalisch kostümierte Gestalten, die das Finere Asiens hierher in die Hauptstadt der mohammedanischen Welt gesandt hat.

Auf dem jenseitigen Ufer betreten wir nunmehr die eigentliche Türkenstadt Stambul. Zunächst macht diese freilich noch keinen echt türkischen Eindruck. Es gibt noch zu viele Geschäftshäuser, Läden, öffentliche Gebäude in europäischem Stil. Sobald man aber die Höhe mit dem weiten Platz des Seraiskeriats (Kriegsministerium) erreicht hat, fühlt man sich wie in eine fremde Welt versetzt: krumme, schlecht oder gar nicht gepflasterte Straßen — nur die Hauptstraße mit der Trambahn hat man für den Besuch des deutschen Kaisers neu zurechtpflastern lassen —, ein- oder zweistöckige, meist hölzerne Häuser mit abgefallnem Putz, die teilweise bloßen Bretterbuden gleichen, zahllose durch schräge Balken gestützte Erker, die Fenster sämtlich durch Holzgitter oder Rohrgeslecht geschlossen, braunrote, stark defekte Ziegeldächer, alles unregelmäßig, winklig, unberechenbar, kein Laden, kein Geschäft, und die Gassen stellenweise fast wie ausgestorben. Selten, daß die düstre Gestalt eines verüllten, schwarzgekleideten Weibes an der Häuserreihe entlangschleicht, oder daß ein finster blickender Turbanträger mit langem dunkeln Gewande und steinernen Gesichtszügen unsern Weg kreuzt.

Das kommt mir hier vor wie in einer verbotnen Stadt, sagte mein österreichischer Reisegefährte, als wir bei unsrer ersten Ausfahrt durch diese endlosen, einsamen Stadtteile des Westens fuhren. Da möchte ich mich nicht zu Fuß hineinwagen. Die Kerle sehen ja aus, als ob sie einen gleich erdolchen wollten.

Die Türken sind aber gar nicht so schlimm, wie sie aussehen. Wir riskierten später öfter, uns in das Gassengewirr dieser „verbotnen Stadt“ zu stürzen, und bekamen von allen Türken, die wir nach dem jeweiligen Ziel unsers Wegs befragten, bereitwillige Auskunft, vorausgesetzt natürlich, daß wir es auf Türkisch taten. Einmal antwortete sogar eine unverschleierte Türkin auf eine an einen Jungen gerichtete Frage, die dieser nicht zu beantworten wußte. An die Frauen darf man sich bei solchen Erkundigungen übrigens nie wenden, da dies von den Türken sehr übel genommen wird und zu den größten Unannehmlichkeiten führen kann. Doch scheinen die Türkinnen selbst gar nicht abgeneigt, einmal einem Fremdling aus der Not zu helfen, auch gehn sie gerade in diesen Quartieren recht oft gar nicht oder nur mangelhaft verschleiern.

Doch gibt es auch in diesen echttürkischen Quartieren breitere Geschäftsstraßen, in denen Handwerker vor den Häusern ihre Holzbuden errichtet haben, und zwar, wie im Altertum, gewerkweise, sodaß in einer Straße etwa die Holz-, in einer andern die Schuhwaren zu haben sind. So ein Paar türkische Babuschen sind gar nicht übel und dabei nicht teuer. Solche Straßen sind natürlich auch belebter als die toten Nebengassen. In den Buden arbeiten oder träumen die Handwerker,

zwischen den Reihen treibt sich allerlei müßiges oder laufflustiges Volk herum, und eine Gruppe grünbeturbanter Softas steht an einer Ecke, während ein Imam oder Dja mit weißem Turban und schwarzem Talar durch die Menge reitet, indem er einen aufgespannten Sonnenschirm über sein ehrwürdiges Haupt hält. Selbstverständlich wimmelt es überall von Hunden.

(Fortsetzung folgt)



Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

16



ieber Gott, wie es aber jetzt schneit!

Ellis stand, ratlos auf ihren Schlittschuhen balancierend, mitten auf dem Teich. Auf den Knien vor ihr lag Hauptmann Arvid und versuchte, den Riemen fester um ihren Fuß zu schnallen. Er hatte die Pelzmütze weit zurückgeschoben und schaute nun auf. Der Schnee wurde ihnen in großen losen Flocken gerade ins Gesicht geweht;

das Eis war schon ganz weiß.

Ja, man kann beinahe die Hand nicht vor den Augen sehen.

Und wo sind denn die andern? — Elli stieß prüfend mit der Ferse auf das Eis, ob der dumme Schlittschuh nun endlich einigermaßen festsiße.

Fort! antwortete er lakonisch. Bei so rasendem Wind im Rücken kommt man in ein paar Minuten weit.

Können Sie gar nichts mehr sehen? fragte Elli nervös.

Nicht einen Schein von ihnen. Das ist ja kein Schnee mehr — es ist das reine Wasser! Und, fügte er etwas langsamer, in seiner eigentümlich trägen Weise hinzu, sie können wahrscheinlich auch uns nicht sehen.

Mit beiden Händen im Muff machte Elli versuchsweise ein paar gleitende Züge. Es schneite auf einmal noch dichter.

Wäre es nicht am besten, wenn wir den Heimweg einschlagen, gnädiges Fräulein? fragte er ruhig, nachdem sie beide einige Sekunden geschwiegen hatten.

Aber die andern? . . . Julie kann doch nicht gut ohne Sie nach dem Hof gehn!

Sie läuft ja mit Robert, warf er leicht hin, der wird sie schon heimbringen.

Nein, sie lief mit Erik, verbesserte Elli schnell, mit erregter Betonung.

Nun ja, dann war es eben Erik; das kommt auf eins heraus.

Elli erwiderte zuerst nichts darauf, aber dann sagte sie langsam, wie gegen ihren Willen: Kommt es wirklich auf eins heraus?

Ja, antwortete er ruhig und bestimmt, aber in einem Tone, den sie nicht ganz verstand.

Sie hatten nun — gegen den Wind kreuzend — den „Distelholm“ erreicht, eine kleine Felseninsel, wo im Sommer eine Menge Disteln wuchsen. Elli ergriff einen langen abgebrochnen Ast, mit dessen Hilfe sie sich auf einen hervorspringenden Felsblock schwang; hier setzte sie sich nieder.

Ich bin furchtbar müde, entschuldigte sie sich, nach Atem ringend, und der elende Schlittschuh will gar nicht festsißen.

Auch er stand nach einiger Anstrengung auf dem festen Boden und ließ sich